

Brendow.

ADRIAN PLASS

Der fromme Chaot auf Gemeindefreizeit



**ADRIAN
PLASS**

Der fromme Chaot auf Gemeindefreizeit

Das diesmal wirklich letzte Tagebuch
des frommen Chaoten

Aus dem Englischen von
Christian Rendel

Brendow.
VERLAG+MEDIEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86506-523-0

© der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Joh. Brendow & Sohn Verlag GmbH, Moers
Originalausgabe: The Sacred Diary of Adrian Plass:
Adrian Plass and the Church Weekend

© 2013 by Adrian Plass
First published in English 2013 by Hodder & Stoughton, London

Titelgrafik: Thees Carstens
Einbandgestaltung: Brendow Verlag, Moers
Satz: HSB T&M Vertriebs-GmbH
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bose, Leck
Printed in Germany

www.brendow-verlag.de

Dieses Buch ist den Bewohnern und der erweiterten
Gemeinschaft des Scargill House in North Yorkshire
gewidmet. Eure Liebe und Zuneigung in den letzten
drei Jahren hat mein Leben reicher gemacht, als ihr
je erahnen könnt.

EINLEITUNG

Ich dachte immer, ich würde nie ein witzigeres Buch schreiben als das erste *Tagebuch eines frommen Chaoten* – einfach weil es unwahrscheinlich war, dass ich je wieder so entsetzlich unglücklich sein würde.

1985 war ein traumatisches Jahr gewesen. Meine Frustration und meine schmerzhaft Unzufriedenheit mit mir selbst, mit der christlichen Gemeinde und mit so ziemlich allem anderen auch gipfelte in einer schweren Stresserkrankung, die für unsere Familie alles andere als witzig war. Nachdem ich aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage war, meine Arbeit mit Heimkindern weiterzumachen, verbrachte ich den größten Teil meiner Zeit in unserem Wohnzimmer im Obergeschoss und experimentierte mit der mühseligen, aber seltsamerweise therapeutisch wirkenden Beschäftigung des Schreibens.

Als meine Frau Bridget in der Bibliothek auf ein Buch mit dem Titel *Jahrbuch für Schriftsteller und Künstler* stieß, setzte sie sich auf den Fußboden und schrieb mühsam die Namen und Adressen von Verlagen und Zeitschriften ab, die an meinem Zeug interessiert sein könnten. Dann verschickte sie haufenweise Textproben von mir, aber das Echo war nicht sehr positiv. Ein bekannter Redakteur war sicher, seine Leser würden „unseren Herrn Jesus Christus nicht auf diese Weise dargestellt sehen wollen“. Ich weiß nicht mehr, was Bridget ihm geschickt hatte, das ihn zu dieser Reaktion veranlasste, aber seinen Brief habe ich immer noch. Vielleicht rahme ich ihn mir eines Tages ein.

Ein paar ermutigende Anzeichen gab es schon. Edward England, der im christlichen Verlagswesen so etwas wie eine Legende ist, war so freundlich, ein paar von meinen Sachen zu lesen, und schrieb mir, er sei sicher, ich könne schreiben, aber ich müsse mir ein großes Thema suchen. Das ist beim Schreiben natürlich immer wichtig, in der neurotisch positiven Welt der evangelikal-christlichen Literatur aber vielleicht umso mehr.

Ein weiteres äußerst beflügelndes Erlebnis hatte ich, als eines Morgens ein Brief aus Amerika kam. Bridget und ich waren damals an einer spätabendlichen Fernsehsendung namens *Join the Company* beteiligt, die im Süden Englands jeden Abend ausgestrahlt wurde. Einige Monate zuvor hatten Bridget und ich bei der Aufzeichnung einer dieser Gesprächssendungen John und Elizabeth Sherrill kennengelernt. Die Sherrills waren als Schriftstellerteam in Amerika enorm erfolgreich und hatten berühmte Weltbestseller wie *Das Kreuz und die Messerhelden* hervorgebracht. Elizabeth hatte die anderen drei Teilnehmer der Sendung eingeladen, ihr Textproben zu schicken, wenn sie wollten. Bridget hatte diese freundliche Einladung nicht vergessen und ihr ein Exemplar von *Der Besuch* geschickt, einer Kurzgeschichte von mir, in der Jesus in den Achtzigerjahren einer High-Street-Kirchengemeinde einen Besuch abstattet.

Der Brief, den ich an diesem Morgen bekam, trieb mir die Tränen in die Augen. In all den Jahren, schrieb Elizabeth, in denen sie Werke von Anfängerautoren gelesen hatte, sei ihr noch nie ein solches Qualitätspotenzial untergekommen. Die Quintessenz dieses wunderbaren Briefes war: Was auch immer ich einmal gewesen sein oder jetzt sein oder in der Zukunft sein mochte, ich *war* ein Schriftsteller, schlicht und einfach. Es war eine Frage der Identität. Wer in seinem Leben schon einmal an

dem Punkt stand, wo er sich in allen Situationen nackt und verwundbar fühlte, der wird nachempfinden können, was es heißt, so einen warmen, schützenden Umhang gereicht zu bekommen, wenn man es am wenigsten erwartet und zumindest noch nicht lange verdient hat.

Elizabeths Brief war ein starker Anreiz, mit meiner Schreiberei weiterzumachen, und allmählich eröffneten sich auch Arbeitsmöglichkeiten. Nachdem im *Family Magazine* zwei oder drei Artikel von mir erschienen waren, wurde ich von einem kleinen christlichen Verlag beauftragt, ein Buch über mein eigenes Leben und meine Begegnungen mit Gästen und anderen Teilnehmern bei *Join the Company* zu schreiben.

Im Rückblick kommt es mir schier unfassbar vor, dass irgendjemand, ich selbst eingeschlossen, es für angebracht hielt, dass ich eine Autobiografie schreiben solle. Die einzigen Leute, die je von mir gehört hatten, waren die paar verstreuten Zuschauer im Süden Englands, die damals, als es noch kein Fernsehprogramm rund um die Uhr gab, bis in die Puppen aufblieben, um die letzte Sendung vor dem Testbild zu sehen. Unsere Zuschauer waren vor allem Leute, die an Schlaflosigkeit litten, Taxifahrer, Kneipenwirte und diverse Gruppen von Studenten, die unsere Diskussionen offenbar zum Schreien komisch fanden. Wenn man bedenkt, dass wir versuchten, uns in jeweils zehn Minuten Sendezeit mit so schwerwiegenden Themen wie Sex, Tod, tödlicher Krankheit und dem Wesen Gottes zu befassen, muss man diesen Studenten wohl zubilligen, dass ihre Erheiterung nicht unberechtigt war.

Ich schrieb das Buch. Natürlich schrieb ich das Buch. Warum auch nicht? Es hieß *Join the Company*. Bridget und ich waren außer uns vor Begeisterung, als wir zum ersten Mal Exemplare davon in den Händen halten durften. Ich legte immer eines auf

den Couchtisch in unserem Wohnzimmer, ging hinaus, schlenderte dann beiläufig wieder hinein und bemerkte *mein Buch* mit einem kleinen inneren Hüpfen der Freude und Überraschung. Bridget verlegte ihr beiläufiges Schlendern in die christliche Buchhandlung in unserem Ort, wo sie verstohlen ein Exemplar, das im Regal steckte, sodass nur der Rücken zu sehen war, herauszog und es so hinstellte, dass potenzielle Käufer das Cover sehen konnten.

Join the Company war eigentlich ein unebenes, recht eigenartiges Werk, aber es hatte eine gewisse nackte Ehrlichkeit. Damals boten die meisten christlichen Bücher geistliche Techniken und Problemlösungen in irgendeiner Form an. Mein Buch hatte Ecken und Kanten und war voller ungelöster Fragen und loser Enden, aber wenigstens haftete ihm ein stressbedingter Geruch der Wahrheit an. Der Absatz war natürlich alles andere als reißend. Nachdem später das *Tagebuch eines frommen Chaoten* erschienen war, wurde *Join the Company* unter dem Titel *The Growing Up Pains of Adrian Plass* (dt. *Die steile Himmelsleiter*) neu herausgebracht und hatte nun mehr Erfolg.

Die Erfahrung, ein ganzes, richtiges Buch zu schreiben, war anstrengend, aber sehr lohnend. Freilich hatte ich immer noch nicht den „großen Gedanken“ gefunden, den Edward England erwähnt hatte. Unversehens war aber inzwischen etwas anderes passiert.

Mitte der Achtzigerjahre waren in England die *Adrian-Mole*-Bücher enorm erfolgreich. Das brachte Andy Butcher, den stellvertretenden Chefredakteur des *Family Magazine*, auf die Idee, mit meinem Vornamen könnte ich doch unter dem Titel „The Secret Diary of Adrian Plass, aged 37 and three-quarters“ monatlich eine humorvolle Kolumne für seine Zeitschrift schreiben.

Das Setting für diese Kolumne war leicht gefunden. Der fiktive Adrian, ein leicht verwirrter, tieferster Bursche, hat eine fiktive Frau namens Anne (nein, Bridget ist nicht meine zweite Frau, wie manche Leute zu denken scheinen) und einen sechzehnjährigen Sohn namens Gerald, der zum Vehikel für viele der Bemerkungen wurde, die ich so gern über die verbreitete Dämlichkeit in der christlichen Gemeinde machte.

Die Leichtigkeit, mit der mir die Ideen zuflogen, hatte nicht so sehr mit meinen schriftstellerischen Fähigkeiten zu tun, als vielmehr damit, dass ich eine unverhoffte Möglichkeit gefunden hatte, meine das Leben erstickende Dunkelheit in Leben schaffenden Humor zu verwandeln. Dieses Prinzip war mir nicht vertraut, und ich hätte es damals nicht so beschreiben können, aber es in die Tat umzusetzen, war die reinste Freude und Befriedigung. Es war wie eine prasselnde Dusche, die den Dreck von mir abspülte, und eine grenzenlose Erleichterung, mich selbst über die gemeindebedingten Probleme und Nöte lachen zu hören, die ich jahrelang wie Bleigewichte um den Hals mit mir herumgeschleppt hatte. Wohlgemerkt, damals dachte ich, ich wäre wohl der Einzige, der über meinen neuen Umgang mit diesen „ernsten“ Dingen lachen würde. Doch da irrte ich mich, wie ich bald merkte.

Ein Mann, der in eine Evangelical Community Church (evangelische Gemeinschaftskirche – gibt es denn noch eine andere Sorte?) in unserem Ort ging, lud mich zu einem Treffen der Jugendgruppe ein, die er damals leitete. Colin hatte ein paar meiner Kolumnen gelesen und dachte, das würde seinen jungen Leuten bestimmt Spaß machen. Ich war da nicht so sicher. „Junge Leute“ machen, anders als Erwachsene, keinen Hehl daraus, wenn sie sich langweilen. Das ist ja auch ihr gutes Recht, aber es ist eine Katastrophe für angehende Schriftsteller, die ihnen etwas

vorlesen wollen, das witzig sein soll, aber vielleicht gar nicht ist. Schließlich gibt es für Humor nur eine einzige Nagelprobe.

Ich ging trotzdem hin. Sie lachten. Sie lachten sogar eine Menge. Es war ein sehr zufriedenstellender Abend, und ich fasste Mut.

Wie sich herausstellte, war Colin, der mit Nachnamen Saunders hieß, an der Organisation von *Spring Harvest* nicht unwesentlich beteiligt. Das ist ein großes christliches Familienfestival, das damals auf mehreren im Land verteilten Ferienlagerplätzen stattfand. Ob ich wohl Lust hätte, fragte er, einen dieser Veranstaltungsorte im nächsten April zu besuchen, um die Urlauber dort zu unterhalten? Für Kost und Logis für mich und meine Familie würde gesorgt sein. Nur die Reisekosten müssten wir selbst tragen.

Dazu Ja zu sagen, kam mir so vor, als hätte ich mich bereit erklärt, im Dunkeln Golf zu spielen. Das Ganze war mir ein einziges Rätsel. Ein beängstigendes Rätsel. Eine großartige Möglichkeit, mich vor einer riesigen Menschenmenge zu blamieren.

Drei Monate später stiegen wir mit unseren drei Kindern, unseren Koffern, unserem Fahrgeld für hin und zurück – sowie ein paar Pfund extra für Notfälle – und Eis am Stiel in einen Bus nach Prestatyn. Die Fahrt schien ungefähr sechs Monate zu dauern. Wir waren schlagkaputt, als wir mit unseren drei kleinen Kindern in Prestatyn ankamen, nur um festzustellen, dass wir auch noch einen Tag zu früh dran waren und die Nacht in einer dieser in die Jahre gekommenen Frühstückspensionen an der Küste verbringen mussten, in denen die Teppiche an den Wänden dicker sind als die auf dem Fußboden. Für die Übernachtung ging das Geld drauf, das wir für die Rückfahrt vorgesehen hatten, aber ich schätze, so ist das nun einmal, wenn

man im Dunkeln Golf spielt. Augen zu und durch, hieß die Devise. Eine andere Wahl hatten wir nicht.

Mein erster „Auftritt“ in Prestatyn war ein Albtraum, zumindest am Anfang. Ich stand in einer riesigen Halle an einem Mikrofon, geblendet von Scheinwerfern, vor mir ungefähr ein Hektar Tanzfläche, die mich von den Hunderten von Leuten da ganz hinten trennte, von denen keiner die leiseste Ahnung hatte, wer ich war. Sie alle warteten darauf, dass ich anfang, witzig zu sein. Ein Muskel in meinem Bein pulsierte so heftig, dass ich sicher war, man konnte es hören. Meine Oberlippe klebte an meinen Zähnen, und mein Mund war so trocken wie die Wüste Gobi. Ich krächzte ein paar Worte. Nichts. Ich krächzte noch ein paar. Dann funkelte irgendwo in der Dunkelheit ein kaum merkliches Kichern auf.

Aber das schien der auslösende Funke für den Rest des Publikums zu sein. Sekunden später loderte der ganze Saal vor Gelächter. Die heilsame Wirkung einer positiven Reaktion auf Humor ist sehr bemerkenswert. Pulsierende Beine werden beruhigt und gekräftigt. Oberlippen lösen sich von Schneidezähnen, und trockene Münder werden wie durch Zauberei wieder feucht. Ich hatte die Leute mit Sachen, die aus meinem wirren Kopf entsprungen waren, zum Lachen gebracht! Das war die ganze Geschichte, und es fühlte sich großartig an.

Am Ende des Abends kam ein Haufen junger Mädels zu Bridget und mir herüber, um mit uns zu sprechen.

„Das muss doch bestimmt zum Kaputtlachen sein, wenn man mit ihm zusammenlebt“, sagte eine von ihnen zu meiner Frau.

„Oh ja“, erwiderte Bridget. Wahrscheinlich ließ sie sich im Zeitraffer noch einmal die Ereignisse der letzten beiden Jahre durch den Kopf gehen. „Es ist wirklich zum Kaputtlachen, wenn man mit ihm zusammenlebt. Wir stehen morgens auf und

lachen uns kaputt. Dann lachen wir beim Mittagessen und auch den ganzen Nachmittag und Abend hindurch, und manchmal lachen wir auch noch die ganze Nacht. Ja, du hast recht. Wir lachen eigentlich nur ...“

Die anderen Lesungen in Prestatyn waren ebenso erfolgreich, aber schließlich ging unser Aufenthalt zu Ende, und wir mussten uns der Tatsache stellen, dass wir schlicht und einfach kein Geld mehr für die Heimfahrt hatten. Ich weiß nicht, was das über uns aussagt, aber weder Bridget noch mir kam je der Gedanke, irgendjemanden von *Spring Harvest* zu bitten, uns bei diesem Problem auszuhelfen. Vielleicht war es einfach so, dass man finanzielle Hilflosigkeit nicht so leicht wieder loswird, wenn man sie sich einmal angewöhnt hat.

Just, als wir am Tag unserer theoretischen Abreise gepäckbeladen und ziemlich ratlos die High Street entlangwanderten, bot sich uns eine unwahrscheinliche Lösung. Einer von uns bemerkte eine Werbung in einem Schaufenster. Für jeden Mars-Riegel, den man dort kaufte, gab es einen Gutschein für den Bus dazu. Wir legten alle silbernen und kupferfarbenen Münzen zusammen, die wir besaßen, und brachten es auf insgesamt etwas über vier Pfund. Damit konnten wir zwanzig Mars-Riegel kaufen und – o unbegreifliches Wunder! – genügend Gutscheine für sämtliche Fahrkarten für unsere Busfahrt sammeln. Ein echter Erfolg, aber der Nachteil der Sache wird Ihnen nicht entgangen sein. Für diese unendliche Reise stand uns Fünfen nur ein einziges Lebensmittel zur Verfügung. Zwar mochten wir Mars alle gern, schon seit jeher, aber unsere sehr einseitige Ernährung wurde im Lauf der Stunden dann doch ein wenig deprimierend.

Da sich die Kolumne im *Family Magazine* steigender Beliebtheit erfreute, wurde ich von meinem BÜcherverleger gefragt, ob ich nicht Lust hätte, die Kolumnen zu einem gleichnamigen

Buch auszubauen. Natürlich hatte ich Lust. Aber wie wäre es, aus dem „Secret“ ein „Sacred“ zu machen? Der Verlag war einverstanden.

Ich schrieb das *Tagebuch eines frommen Chaoten* in einem alten Wohnwagen am hinteren Ende unseres Gartens, und Bridget schickte die handgeschriebenen Blätter an den Verlag. Wir hatten keine Ahnung, wie sich das wohl als Buch verkaufen würde. Im folgenden Frühjahr erschien es, und wieder einmal wurde ich zu *Spring Harvest* eingeladen (diesmal nach Minehead), um Auszüge daraus zu präsentieren. Am Tag nach meiner Ankunft schlug jemand vor, ich könnte doch mal hinüber zu den Büchertischen gehen, um Exemplare meines neu erschienenen Werkes zu signieren.

Schon machten sich wieder die Nerven bemerkbar. Bestimmt würde niemand mein Buch kaufen. Und selbst wenn, signieren lassen würde es sich ganz sicher niemand. Schweren Herzens schleppte ich mich zu der Signierveranstaltung und hielt den Kopf gesenkt, während ich mich an den kleinen Tisch setzte, an den die Käufer kommen sollten, um sich ihre Bücher signieren zu lassen. Zehn Minuten, dachte ich, dann bin ich hier weg. Zehn Minuten Peinlichkeit, dass sich die Fußnägel aufrollen, und dann ist alles vorbei. Zwei dieser Minuten vergingen. Eine Stille schien sich auszubreiten. Waren schon alle gegangen? Ich hob den Kopf.

Alle hatten ein Exemplar meines Buches in der Hand. Zwei Stunden lang signierte ich Bücher; dann kehrte ich im tiefsten Schockzustand in das Chalet zurück, wo Bridget, die Jungs und unsere gerade erst geborene kleine Tochter darauf brannten, zu hören, wie es gelaufen war.

Wie war es gelaufen? Nun, was meine Zukunftsaussichten anging, hatte ich eben noch bei null gestanden. Und nun war

plötzlich etwas da – und es sah so aus, als könnte mehr daraus werden.

Es wurde mehr daraus. Für Bridget und mich zeigen das die letzten zweieinhalb Jahrzehnte, in denen wir geschrieben und überall auf der Welt zu Leuten gesprochen haben, eindrücklich. In den letzten drei Jahren waren wir beide eng an der „Auf-er-stehung“ von Scargill House beteiligt, einem Tagungs- und Freizeitzentrum in North Yorkshire. Dort haben wir gelernt, falls wir es nicht schon vorher wussten, dass das Lachen, wenn es darum geht, anderen wirklich zu helfen, ganz gewiss nicht nur ein armseliger Ersatz für ernsthafte Seelsorge ist (was immer das sein mag). Das Lachen und die Liebe, so wird uns immer wieder aufs Neue vor Augen geführt, sind unverzichtbar für Leute, denen niemand einen nachvollziehbaren theologischen Erklärungsrahmen für ihre Verzweiflung anbieten kann.

Diese Erkenntnis, in der alles gipfelt und bestätigt wird, was wir in den letzten siebenundzwanzig Jahren erlebt haben, ist wahrscheinlich der Grund, warum dieses Buch ganz anders ist als die frühen *Tagebuch*-Veröffentlichungen. Ich bin weit davon entfernt, so unglücklich zu sein, wie ich es damals war, aber die Wahrheit ist, dass ich das Leben, die Arbeit, die christliche Gemeinde und Gott viel lustiger und gleichzeitig viel ernster finde als jemals zuvor. Vielleicht bin ich ein bisschen erwachsener geworden, und darum trifft dasselbe auch auf den Adrian aus dem *Tagebuch* zu. Wir beide sind ja ein und derselbe, nur noch mehr.

Wenn es einen Gott gibt – und es hat immer mehr den Anschein, als ob das der Fall sein könnte –, müssen wir uns ein paar Dinge bewusst machen. Zum Beispiel, dass er nicht nach ganz tollen Christen sucht, sondern nach unzulänglichen Nachfolgern mit der Bereitschaft, gehorsam zu sein. Oder, dass das

ungezwungene Gesicht des christlichen Lebens das wahre Gesicht ist, mit dem Jesus in dieser Welt wirkt und schon immer gewirkt hat. Deshalb ist der Adrian in diesem Buch in der Lage, zwar furchtsam, aber doch beständig und treu der Belastung einer möglichen Tragödie in seinem Leben zu begegnen, während er zugleich hilflos den absurden und enervierenden Annäherungsversuchen von Minnie Stamp ausgesetzt ist – einer neuen *Tagebuch*-Figur, die wild entschlossen ist, Adrian bei jeder sich bietenden Gelegenheit Seelsorge und Trost angedeihen zu lassen, ob er deren nun bedarf oder nicht.

Dunkelheit und Licht. Tränen und Gelächter. Minnie Stamp und Heldentum. Tragik und Auferstehung. Albernheit und Heil. Dies sind die Schmerzen und Freuden des Weges mit Jesus, und so wird es immer sein.

Ich sollte hinzufügen, dass meine Schilderung von Scarleeswanvale zwar gewiss nicht als Porträt von Scargill House gedacht ist, aber manche Leute zweifellos den einen oder anderen Pinselstrich wiedererkennen werden.

Ich hoffe, Sie haben beim Lesen dieses Buches ebenso viel Spaß wie ich beim Schreiben.

Eben kam mir übrigens eine Frage in den Sinn. Was wäre gewesen, wenn ich *nicht* Adrian hieße?

Der fromme Chaot auf Gemeindefreizeit

1 PLANUNG, PANIK UND MINNIE STAMP

Habe beschlossen, mein Tagebuch aus seinem Schlummer zu erwecken, um in einem kurzen Memorial die Höhepunkte der Gemeindefreizeit festzuhalten, die Dennis mich zu organisieren gebeten hat. Dennis Strang hat vor zwei Jahren den guten Edwin Burlesford als Vorsteher unserer Gemeinde abgelöst. Er ist ein großartiger Prediger und im Allgemeinen ein sehr guter Mann. Ich muss allerdings sagen, wenn er nicht gerade in Aktion ist, dann ist er einer der gelassensten Menschen, denen ich je begegnet bin. In jeder Situation, ob formell oder informell, drinnen oder draußen, ungeachtet des Wetters oder des Anlasses oder irgendwelcher Schwierigkeiten, die sich zeigen mögen, wirkt er wie jemand, der gerade auf den Malediven in der Sonne badet. Unser erstes Gespräch über diese Gemeindefreizeit letztes Jahr war ein gutes Beispiel dafür.

DENNIS: *(so, als schirmte er mit einer Hand sein Gesicht von der Sonne ab und riebe sich mit der anderen gemächlich Sonnencreme auf die Brust, obwohl wir in Wirklichkeit im Eingang des Gemeindehauses stehen und es draußen in Strömen regnet)* Ach, Adrian, was hältst du davon, irgendwann nächstes Jahr zusammen mit Anne eine Gemeindefreizeit zu organisieren?

ICH: *(etwas bestürzt)* Äh, nun, das könnte man machen – ja, das würde wahrscheinlich gehen. So eine richtige Gemeindefreizeit haben wir noch nie gemacht, glaube ich. Äh, was ist denn da im Einzelnen zu tun, Dennis?

DENNIS: (*bringt gerade noch die Energie auf, um zu antworten, bevor er seinen Strohhut über die Augen zieht und wegdöst, begleitet vom Ruf der Möwen, die hoch über seinem Kopf kreisen*) Ach, nicht viel. Du suchst etwas aus, wo wir hinfahren können, stellst das Programm auf und lässt dir ein Thema einfallen. „Wo bleibt die Liebe“ wäre eine Idee. Dann sagst du allen Bescheid, rechnest aus, was es kostet und kümmerst dich um den Transport. Solche Sachen halt. Genau deine Kragenweite, Adrian. Okay? Zzzzzzzz ...

Ich: (*leise, um ihn nicht zu wecken*) Okay. Alles klar. Gut. Prima. Machen wir.

War ein bisschen nervös, wie ich das Anne beibringen sollte. Nachdem ich eine Weile zu Hause war, sagte ich: „Ach übrigens, Dennis hat mich gefragt, was ich davon halte, eine Wochenendfreizeit für die Gemeinde zu organisieren.“

Anne blätterte ungerührt ihre Zeitschrift um und sagte: „Interessant. Na ja, Fragen kostet ja nichts, oder? Du kannst ja mal darüber nachdenken.“

Pause.

„Ja.“

„Was?“

„Ja, ich kann darüber nachdenken, zumal ich mehr oder weniger schon gesagt habe, dass ich es mache.“

Anne legte ihre Zeitschrift nieder.

„Was heißt ‚mehr oder weniger‘? Mehr? Oder weniger?“

Fing an zu labern.

„Na ja, vielleicht eher etwas mehr als weniger. Weniger weniger als mehr. Eigentlich schon recht weit oben auf der Skala von weniger bis mehr.“

„Was!“

„Es könnte sein, dass ich unbeabsichtigt den Eindruck erweckt habe, dass äh ...“

Wenn Anne einen tiefen Atemzug durch die Nase tut, so wie in diesem Moment, und zwischen zusammengepressten Lippen ihr unverwechselbares „Mm!“ hervorstößt, weiß ich immer schon, dass mir nichts Gutes blüht.

„Was, bitte, hast du ‚unbeabsichtigt‘ getan? Du hast ihm gesagt, du machst es, oder?“

Pause.

„Oder, Adrian?“

„Nun ja, Dennis meinte, es wäre genau meine Kragenweite.“

Anne schob ihre Zeitschrift zur Seite und sah mich einen Moment lang an, ohne etwas zu sagen.

„Liebling, weiß Dennis überhaupt, welche Kragenweite du trägst? Hat er sich je deinen Kragen genauer angeschaut? Hat er auch nur die leiseste Ahnung, wie viele deiner Hemden ich schon wegschmeißen musste, mein Schatz, weil die Flecken am Kragen von deinen unrettbar in den Sand gesetzten Projekten unmöglich wieder rauszukriegen waren? Du hast ein paar wunderbare Talente, mein Süßer, aber das Organisieren von Veranstaltungen gehört wirklich nicht dazu.“

„Es ist nicht so schlimm, wie es sich anhört, weil ...“

Verlor plötzlich allen Mut. Wenn mir die „Lieblinge“ und „Schätze“ und „Süßen“ nur so um die Ohren fliegen, dann ist es an der Zeit, die Waffenrüstung Gottes abzulegen und mich etwas wärmer anzuziehen.

„Weil was?“

„Äh, weil er eigentlich gefragt hat, ob wir beide das machen wollen, und ich gesagt habe ...“

„Weil du gesagt hast, wir machen das.“

„Sozusagen, ja.“

„Du hast gesagt, wir machen das.“

„So ähnlich.“

„Du hast gesagt, wir machen das.“

„Beinahe.“

„Du hast gesagt, wir machen das.“

„Ja.“

Bisschen frostige Stimmung den Rest des Tages. Egal, was ich sagte, egal, zu welchem Thema ich mich äußerte, alles wurde geradewegs in den Kanal „Du hast gesagt, wir organisieren die Gemeindefreizeit“ umgeleitet.

„Soll ich den Fernseher anschalten? Jetzt kommt deine Lieblingssendung, die mit dem Kaufhaus.“

„Meinst du wirklich, wir haben Zeit zum Fernsehen? Sollten wir nicht lieber die Gemeindefreizeit planen, von der du gesagt hast, dass wir sie organisieren werden?“

„Ich bringe mal kurz den Müll raus.“

„Nein, lass mich das lieber machen. Am Ende triffst du noch draußen auf dem Bürgersteig irgendjemanden, der dich bittet, irgendeine Aufgabe zu übernehmen, und du sagst zu; und dann haben wir nicht mehr genug Zeit, um die Gemeindefreizeit zu organisieren, von der du gesagt hast, dass wir die Verantwortung dafür übernehmen werden ...“

Wurde nach einer Weile ein wenig ermüdend. War froh, als es Zeit zum Schlafengehen war.

Kam am nächsten Morgen nach unten und traf Anne fröhlich vor sich hin summend in der Küche an. Sie steckte gerade Brot in den Toaster.

„Tut mir leid, dass ich gestern Abend so stinkig geworden bin. Gerald hat angerufen.“

„Ach ja?“

„Ja. Ich habe ihm von Dennis' Vorschlag erzählt, und er meinte, seine Gemeinde und unsere könnten sich doch für eine Wochenendfreizeit zusammentun. Sie haben schon irgendwo

gebucht, und von St. Jims kommt nur eine recht kleine Gruppe mit. Offenbar sind in dem Heim noch jede Menge Betten frei. Ist natürlich nicht unbedingt ein gutes Zeichen.“

Sie warf einen Blick auf den Notizblock, der auf dem Regalbrett neben dem Toaster lag.

„Das Haus nennt sich Einkehrstätte Friedenshof Scarleeswanvale. Das ist in einem Dorf namens Stanwick. Von der Entfernung her nicht so ideal, aber wir werden Mühe haben, so kurzfristig noch etwas näher Gelegenes zu kriegen. Gerald sagt, dieses Scarleeswanvale hätte in letzter Zeit ein paar Probleme gehabt, aber offenbar bieten sie für Gemeinden ordentliche Preisnachlässe an, um wieder mehr Gäste zu bekommen.“

Plötzlich sah sie mich flehend an. Aaaah ... welche Erleichterung. Wenn Anne mich flehend ansieht, ist es, als bräche die Sonne im Triumph hinter einer Wolke hervor.

„Adrian, das wäre doch toll! Josey und Cameron kommen auch mit, sagt Gerald. Dann sind wir alle zusammen. Und ich fände es faszinierend, ein paar von seinen Leuten mal woanders zu sehen als bei Ihnen zu Hause. Was meinst du?“

Nickte ernst und bedachtsam und versuchte dabei so auszu-sehen, als wäre das eine Entscheidung, die reiflicher Überlegung bedürfte.

„Nun, das muss ich natürlich mit Dennis besprechen. Bei solchen Sachen darf man nichts überstürzen, weißt du, Anne. Man muss die Leute auf dem Laufenden halten, wenn du verstehst, was ich meine. Sich verantwortungsvoll verhalten und so.“

Mit einem süßen Lächeln erwiderte Anne: „Möchtest du deinen Orangensaft im Glas oder über den Kopf, Liebling?“

Rief Dennis am Nachmittag zu Hause an und trug ihm die Idee vor. Hätte schwören können, dass im Hintergrund leise

rauschende Wellen zu hören waren, die sanft gegen einen tropischen Sandstrand schlugen.

„Finde ich klasse“, sagte er träge und schob sein Glas dem kubanischen Barkeeper hin, um sich noch eine Piña Colada mit etwas mehr Rum und etwas weniger Ananas machen zu lassen. „Hört sich großartig an, Adrian. Mach das. Grüß mir Anne.“

Er legte auf. Weg. Wahrscheinlich war er ein bisschen spät dran, um unten am Strandgrill noch etwas von den Riesengarnelen und den Wildschweinsteaks zu ergattern.

Ab da war ich wirklich begeistert. Anne hängt sich richtig in die Sache rein, Gott sei Dank. Sie konnte schon immer gut organisieren. Überall lagen Listen herum, die sie sich machte, und sie plauderte lebhaft am Telefon mit Josey und Gerald.

Ich freue mich riesig, dass Josey und Cameron, mein sechzehnjähriger Enkel, mit Gerald zur Gemeindefreizeit kommen würden. Cameron steckt voller Überraschungen, wenn Sie wissen, was ich meine.

Und Josey – Josey. Ich weiß noch genau, wie wir unserer damals noch zukünftigen Schwiegertochter erstmals begegneten. Gerald und Josey waren sich nähergekommen, nachdem sie am Ridcliffe Hall Theological College in Camford ein gemeinsames Seminar besucht hatten. Anne und ich sollten sie und Gerald an einem Freitagabend in einem Restaurant in der Barton Road, ganz in der Nähe des Colleges, treffen. Ich war lächerlich nervös. Was sie wohl von mir halten würde? Was hatte sie von meinem Sohn über mich zu hören bekommen? Dann standen wir uns in der Lobby des Restaurants gegenüber. Sie war ziemlich klein und sehr hübsch, hatte kurze dunkle Haare und die ruhigsten, freundlichsten blauen Augen, die ich je gesehen habe.

Sie flüsterte: „Bist du so nervös wie ich?“

„Ich vergehe vor Angst“, erwiderte ich.

Der fromme Chaos ist wieder da!

Anne ist entsetzt, als Adrian ihr beichtet, dass er sich hat überreden lassen, die nächste Gemeindefreizeit zu planen – hegt sie doch berechtigte Zweifel am Organisationstalent ihres Mannes. Erst als ihr Sohn Gerald, der mittlerweile verheiratet und Pastor ist, vorschlägt, ihre beiden Gemeinden für das Wochenende zusammenzutun, lässt sie sich von seiner Vorfreude anstecken.

Natürlich wäre Adrian nicht Adrian, liefe alles nach Plan: Wer konnte aber auch damit rechnen, dass das Freizeitheim irrtümlich eine Erholungsgruppe für Schizophrene erwartet? Und als Adrians Schwiegertochter ihm auch noch eine bedrückende Neuigkeit offenbart, droht das Wochenende gänzlich zu scheitern ...

Abgedrehte Situationskomik, liebevoll gezeichnete Charaktere und die Botschaft von einem bedingungslos liebenden Gott: Der fromme Chaos ist wieder da!

Adrian Plass (Jahrgang 1948) ist einer der erfolgreichsten christlichen Autoren der Gegenwart. Sein typisch britischer Humor und die herausfordernde Ehrlichkeit seiner Texte haben ihm längst Kultstatus eingebracht. Weltweit kursieren rund zwei Millionen Exemplare seiner über dreißig Bücher.

Brendow.
VERLAG + MEDIEN
www.brendow-verlag.de

ISBN 978-3-86506-523-0

